

Forum

Keine romantische Liebe in Afrika? Männer, Mission, Monogamie

Heike I. Schmidt

1. Die scheinbare Unmöglichkeit über Liebe in Afrika zu schreiben

Der kenyanische Autor Binyavanga Wainaina kritisierte mit seinem einflussreichen Aufsatz „How to Write about Africa“ (2005) provokant die geringe Bandbreite der – von Journalismus über Entwicklungsdiskurse bis hin zu wissenschaftlichen Texten entworfenen – Narrative über Afrika. Er unterstellte, völlig zu Recht, das Vorherrschen einer Außensicht auf diese Weltregion, die auf Alterität insistiert: mit einem Afrika des menschlichen Leidens und der Primitivität sowie ‚natürlicher‘ Schönheit in Landschaft und Tierwelt und mit AfrikanerInnen, die westliche Hilfe benötigen würden.¹ In diesem Sinn äußerte sich Wainaina auch zu Liebe und Sexualität und identifizierte dabei als Tabuthemen: „[...] ordinary domestic scenes, love between Africans (unless death is involved), references to African writers or intellectuals, mention of school-going children who are not suffering from yaws or Ebola fever or female genital mutilation“.² Diesem Befund stellte er die satirische Aufforderung gegenüber, über folgende Themen zu schreiben: „naked breasts (young, old, conservative, recently

* Ich danke Christa Hämmerle für die Ermutigung, mich der Thematik zuzuwenden, David Pratten für den Hinweis auf Megan Vaughans Arbeit zu Liebe in Afrika, Jan-Georg Deutsch für das Lesen des Manuskripts und den Herausgeberinnen sowie der Lektorin Brigitte Semanek für ihr kritisches Lektorat.

¹ Binyavanga Wainaina, How to Write About Africa, in: *Granta*, 92 (2005), 92–95.

² Wainaina, *Africa*, 92. Auch Jennifer Cole und Lynn Thomas beginnen die Einleitung zu ihrem Sammelband „Love in Africa“ mit einem Hinweis auf Wainainas Aufsatz. Vgl. Jennifer Cole u. Lynn Thomas, *Thinking through Love in Africa*, in: dies. Hg., *Love in Africa*, Chicago 2009, 1–30, 1.

raped, big, small) or mutilated genitals, or enhanced genitals. Or any kind of genitals.“³ Wainaina zeigt auf, wie AfrikanerInnen ihre Individualität und ihre Fähigkeit zu Emotionen abgesprochen wird und wie sie stattdessen auf entmenschlichtes Leiden und beschädigte Körper reduziert werden, all dies begleitet von voyeuristischen Blicken und sexuellen Phantasien der BeobachterInnen.

Es gibt nur wenige – und kaum historische – Forschungen zum Thema Liebe in Afrika südlich der Sahara; und jene, die sich mit der Thematik befassen, bemühen sich bestenfalls im Ansatz um konzeptionelle Präzision wie die Unterscheidung zwischen romantischer Liebe und einem allgemeinen oder alternativen Liebesbegriff. Eine Ausnahme stellt Megan Vaughans Aufsatz zur Geschichte der romantischen Liebe in Afrika dar, in dem sie in einer vorsichtigen Verortung des Konzepts die „*idealisation* of the object of desire“ und die Existenz von „passionate love“ benennt.⁴ Der von der Ethnologin Jennifer Cole und der Historikerin Lynn Thomas herausgegebene Band „Love in Africa“ stellt die bisher umfassendste Sammlung von Forschungen zu dieser Thematik dar. Die Herausgeberinnen definieren romantische Liebe über das Ideal der partnerschaftlichen Ehe; in den Beiträgen wird konstatiert, dass diese Institution die Diskriminierung von Frauen perpetuieren könne.⁵

Cole und Thomas nennen mehrere Gründe dafür, warum kaum zum Thema Liebe in Afrika geforscht wird, darunter einen im Westen zumindest bis zum Zweiten Weltkrieg weit verbreiteten Ethnozentrismus und Kulturalismus. Diese Außen- und somit auch die frühe wissenschaftliche Sicht sprachen und sprechen häufig noch immer AfrikanerInnen die Fähigkeit zu Gefühlen wie Liebe ab, zumindest jenseits eines Kopierens oder Adaptierens von durch Kolonialismus und Globalisierung eingebrachten Außeneinflüssen. Afrikanische Männer, die übersexualisiert den von Arbeit und Kindern ermüdeten Frauen, auch gewaltsam, Sex abverlang(t)en, und die Sichtweise, dass romantische Liebe ausschließlich ein Phänomen entwickelter Industriegesellschaften sei, stehen hier im Vordergrund.⁶ Zwei weitere Faktoren haben auch in den beiden der Thematik am ehesten zugewandten Disziplinen, der Sozialanthropologie und der Geschichtswissenschaft, zu einer weitgehenden Vernachlässigung dieser Fragestellungen geführt. Die Anthropologie sah bis nach dem Zweiten Weltkrieg, ebenso wie Wainaina dies für den gegenwärtigen dominanten Afrikadiskurs aufzeigt, AfrikanerInnen als „the people“ – nicht „people“ –, das heißt als ‚Stammes‘-Kollektive, deren Mitglieder nicht

3 Wainaina, Africa, wie Anm. 1, 94.

4 Megan Vaughan, The History of Romantic Love in Sub-Saharan Africa. Between Interest and Emotion, in: Proceedings of the British Academy, 167 (2010), 1–23, 11 (Hervorhebung im Original).

5 Cole/Thomas, Thinking, wie Anm. 2, 24–28.

6 Zur Fremdsicht auf afrikanische Sexualitäten und deren Auswirkung in Afrika siehe Marc Epprecht, The Making of African Sexuality. Early Sources, Current Debates, in: History Compass, 8, 8 (2010), 768–779; ders., Sexuality, Africa, History, in: American Historical Review, 114, 5 (2009), 1258–1272.

als individuell Handelnde und Fühlende untersucht wurden.⁷ Die Historiographie Afrikas wiederum bemühte sich seit ihren Anfängen in den 1940er Jahren um eine „usable past“, eine dem Nationalismus und später den unabhängigen Nationalstaaten nützliche Geschichte, zu der Emotionsforschung nicht zu zählen schien.⁸ Des Weiteren ist, so Cole und Thomas, noch eine politisch bedingte Ursache zu nennen: Queer Studies und HIV/AIDS hatten in den letzten Jahren eine Fokussierung der Geschlechterforschung in Afrika auf das Thema Sexualität zur Folge.

Es lässt sich somit festhalten, dass die eingangs konstatierte Unmöglichkeit über (romantische) Liebe in Afrika zu schreiben zunächst einmal epistemologisch begründet ist und dabei insbesondere aus den bisherigen Begrenzungen des Erkenntnisinteresses resultiert. Dabei stellt sich die Frage, ob es überhaupt romantische Liebe in Afrika geben kann – eine Perspektive, aus der sich unmittelbar zumindest drei Probleme ergeben.

Erstens unterliegt der Frage die Annahme – selbst wenn es das Ziel ist, diese zu widerlegen –, dass die westlich-historische Konfiguration von Liebe nicht allgegenwärtig sei. Somit wird der Westen zum „silent referent“ der Welt,⁹ das heißt, die Existenz romantischer Liebe dort wird, ohne dies explizit zu benennen, als Maß für andere Gesellschaften genommen; das westliche Modell wird so zum universalen Vorbild. Abweichungen oder die Abwesenheit dieser Form von Liebe erhalten folglich den Stellenwert eines Mangels – Liebe wird zum ethnozentrischen Konzept.

Zweitens lässt sich in diesem Zusammenhang erörtern, ob romantische Liebe in Afrika nicht lediglich ein Fremdimport ist. Cole und Thomas stellen fest, dass modernisierungstheoretische Forschungen der 1950er bis 1970er Jahre, die solche Formen von Liebe im urbanen spätkolonialen Afrika der 1950er Jahre untersuchten, letztendlich abbrechen, weil das Paradigma eines kulturell übermächtigen Kolonialismus bzw. eines vom Westen angetriebenen Weltsystems politisch nicht mehr tragbar war.¹⁰ Trotzdem bleiben die genannten Autorinnen auch selbst in der Einleitung an dieser Hürde stehen. Sie bringen das Unbehagen über den Einfluss des Westens auf afrikanische Liebesbeziehungen zum Ausdruck und betonen die Bedeutung und Kreativität afrikanischer Aneignung der westlichen Moderne sowie die lange Geschichte der Beziehungen auch mit anderen Weltregionen. Aber ist dieser Zugang ausreichend, zumal der Fokus der wenigen Forschungsarbeiten auf dem urbanen Afrika liegt und zudem unproblematisiert bleibt, dass sich, wie die Autorinnen gleichzeitig selbst sagen, jede Studie zu Liebe in Afrika die Frage nach Universalität und Differenz stellen muss?¹¹

7 Für eine afrikanistische Kritik des Konzepts des Individuums siehe John L. Comaroff u. Jean Comaroff, On Personhood. An Anthropological Perspective from Africa, in: *Social Identities*, 7, 2 (2001), 267–283.

8 Cole/Thomas, *Thinking*, wie Anm. 2, 9.

9 Dipesh Chakrabarty, *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton 2000, 28.

10 Cole/Thomas, *Thinking*, wie Anm. 2, 10–13.

11 Cole/Thomas, *Thinking*, wie Anm. 2, 2.

Als drittes folgt die entgegengesetzte Überlegung: Gibt es romantische Liebe in Afrika unabhängig von äußeren Einflüssen? Die Historikerin Megan Vaughan postulierte in ihrer Raleigh Lecture 2010 über „The History of Romantic Love in Sub-Saharan Africa: Between Interest and Emotion“,¹² dass die Forschung zu diesem Thema beiden gerade genannten Fragerichtungen nachgehen muss. Obwohl sie betont, dass es ein einheitliches oder ‚authentisches‘ Afrika nie gegeben hat und dass der äußere Einfluss auf afrikanische Gesellschaften nie linear war, reproduziert sie letztendlich doch die manichäische Zweiteilung Afrikas in „regimes of emotion“ vor dem Kolonialismus und solche, die erst unter dessen Einfluss entstanden sind, wenn auch in komplexen, geschlechts- und altersspezifischen Aneignungsprozessen.

Wenn (romantische) Liebe, wie Cole und Thomas sowie Vaughan es tun, als eine in historische, soziale, politische, ökonomische und kulturelle Prozesse eingebettete Kategorie verstanden wird und die in dieser Hinsicht große Diversität Afrikas in Betracht gezogen wird, dann kann nicht von afrikanischer Liebe, sondern nur von Liebe in Afrika gesprochen werden. Die im vorliegenden Beitrag vertretene These ist, dass die scheinbare Unmöglichkeit, über Liebe in Afrika zu schreiben, tatsächlich als ein Schweigen zu verstehen ist, und dass dieses Schweigen offenbar durch hohe Barrieren geschützt wird. Daher sollen im Folgenden zunächst potentielle Quellen und dann der Untersuchungsgegenstand selbst kritisch hinterfragt werden, um eine mögliche Überwindbarkeit dieser Hindernisse zu überprüfen.

2. Ein epistemologischer Einwand: Die Macht der Quellen

Die Geschlechtergeschichte Afrikas hat bahnbrechende Beiträge zur allgemeinen Geschichtswissenschaft geliefert: in der Etablierung von Methoden wie jener der Oral History, der Lebensgeschichten und sozialen Biographien sowie in der Erschließung von Quellenkorpora wie oraler Literatur (beispielsweise Lieder) und Gerichtsquellen.¹³ Dies ist – parallel zu anderen Bereichen der Frauen- und Geschlechtergeschichte – nicht allzu verwunderlich, geht es doch in diesem Forschungsfeld auch um ein politisches Projekt, das Geschlechterverhältnisse im Sinn des *postcolonial turn* als in Macht

¹² Vaughan, History, wie Anm. 4.

¹³ Für die kritische Diskussion der älteren Forschung siehe Heike Schmidt, Geschlechterverhältnisse. Gegenstand und Methode, in: Jan-Georg Deutsch u. Albert Wirz Hg., Geschichte in Afrika: Einführung in Grundprobleme und Debatten, Berlin 1997, 175–200. Zu den herausragenden neueren Beispielen der Geschlechterforschung mit innovativen Quellen und Methoden zählen Barbara Cooper, Marriage in Maradi. Gender and Culture in Hausa Society in Niger, 1900–1989, Portsmouth 1997; Allen Isaacman u. Barbara Isaacman, Slavery and Beyond. The Making of Men and Chikunda Ethnic Identities in the Unstable World of South-Central Africa, 1750–1920, Portsmouth 2004; Richard Roberts, Litigants and Households. African Disputes and Colonial Courts in the French Soudan, 1895–1912, Portsmouth 2005.

und Gesellschaft eingebettet sieht. Insbesondere Ann Laura Stoler identifiziert (Kolonial-)archive nicht nur als Aufbewahrungsorte, sondern auch als Orte der Wissensproduktion – geleitet von Machtinteressen, nach denen geordnet, sortiert und ausgewählt wurde. Sie erinnert damit daran, dass Quellen nicht nur gegen und mit, sondern auch entlang des Striches und somit entlang ihrer Produktionspraxis und -ideologie, die sich in der Archivierung widerspiegeln, gelesen werden sollten.¹⁴

Schriftliche Quellen, welche die Geschlechtergeschichte Afrikas weitergebracht haben, finden sich vor allem in Missions- und Kolonialarchiven. Hierzu gehören insbesondere Gerichtsakten und Petitionen. Diese reflektieren häufig Konflikte und somit Bruchstellen, Wandel und Interessensdivergenzen. So zeigten Historikerinnen wie Elizabeth Schmidt in bahnbrechenden Studien auf, dass die frühe Kolonialzeit eine Periode neuer Möglichkeiten zu Mobilität und Lebenschancen vor allem für junge Frauen sein konnte, die in lokalen Kolonialbeamten, Missionaren und jüngeren afrikanischen Arbeitern neue ‚Patrone‘ als Alternativen zu ihren Vätern und älteren Ehemännern fanden. Schon zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts folgte jedoch eine Gegenbewegung, getragen von einer Allianz der Männer – von afrikanischen Ältesten, Kolonialbeamten, Vertretern des kolonialen Kapitals und auch von Missionaren –, deren gemeinsame Interessen darin lagen, die neu gewonnenen Freiheiten afrikanischer Frauen wieder einzuschränken.¹⁵ Die Arbeiten im Bereich der afrikanischen Geschlechtergeschichte können also in vielerlei Hinsicht als erkenntnisreich betrachtet werden. Trotzdem bleibt der Weg zur Erforschung der Geschichte der romantischen Liebe in Afrika mit wenigen Ausnahmen verstellt. Problembereiche lassen sich in der Auswahl und Interpretation der Quellen aufzeigen.

Genres schriftlicher Quellen, die afrikanische Intimität und Emotionen widerspiegeln, wurden in den Kolonial- und Missionsarchiven insbesondere dann archiviert, wenn es um Streitfragen wie Scheidung, Sorgerecht und Ehebruch ging.¹⁶ Trotz quellenkritisch vorsichtiger Aufarbeitung und daraus resultierender hervorragender Studien hat der Charakter der Quellen nachdrücklich Fragestellungen und Argumente bestimmt. Die in den Dokumenten aufgezeichneten Konflikte waren gleichzeitig Teil

14 Ann Laura Stoler, *Along the Archival Grain. Epistemic Anxieties and Colonial Common Sense*. Princeton 2010.

15 Elizabeth Schmidt, *Peasants, Traders, and Wives. Shona Women in the History of Zimbabwe, 1870–1939*, Portsmouth 1992. Zu den zahlreichen Beiträgen, die Schmidts Modell neuer Patrone weiter entwickeln, gehört Derek Peterson, *Morality Plays. Marriage, Church Courts, and Colonial Agency in Central Tanganyika, ca. 1876–1928*, in: *American Historical Review*, 111, 4 (2006), 983–1010.

16 Dies gilt auch für islamische Gerichte, siehe z. B. Cooper, *Marriage*, wie Anm. 13, deren Studie die Lebenswelten nigerischer Frauen insbesondere anhand von Ehestreitigkeiten (Scheidung, Sorgerecht) aufzeigt. Auf einem Panel der jährlichen Tagung der African Studies Association USA im Jahr 2010, das die Zukunft der Geschlechterforschung diskutierte, betonte Cooper, dass die Zeit vorbei sei, sich mit Themen wie Ehe und Zuneigung auseinanderzusetzen, und sie postulierte stattdessen eine Forschungsagenda für Sexualität und Reproduktion.

einer Debatte über Moral, Recht, Lebenschancen und Wünsche. Wie bereits Ende der 1980er Jahre für das Zimbabwe der 1920er und 1930er Jahre aufgezeigt,¹⁷ häuften sich auch in der britischen Kolonie Tanganyika in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg auf Distriktebene Petitionen afrikanischer Männer an die Kolonialverwaltung mit dem Anliegen, die Mobilität ihrer Frauen zu kontrollieren.¹⁸ 1959 schrieb zum Beispiel Mohamed Saidi Tikatika an den District Officer von Songea, dass seine Frau Asumini nach Dar es Salaam weggelaufen sei. Dieser nahm sich der Sache an und ersuchte seinen Kollegen in der Hauptstadt: „Would you please contact her and warn her that since is [sic] legally married to Mohamed, under Native Customary Law, she cannot suddenly decide to live away from her husband, without having procured a Court Order of separation.“¹⁹ Er fügte hinzu, dass der Ehemann „very anxious for her to return“ sei und eine Postanweisung für den Rückfahrpreis beilege.²⁰

Der hier beschriebene emotionale Zustand des Ehemannes kann verschiedenste Gründe haben und nicht zuletzt auf seine verletzte männliche Ehre deuten, aber die Quelle mag eben auch ein Hinweis auf seine Liebe sein. Der Ton der Petitionen der Männer variiert von Entrüstung über das Verhalten der Frauen bis zur, wie oben zitiert, emotional geäußerten Bitte um Unterstützung. Vaughan schließt aus der Anzahl der verhandelten Gerichtsfälle über junge Paare, die sich elterlicher Autorität entzogen hatten, dass romantische Liebe in Afrika existiert habe: „there was quite a bit of it around.“²¹ Dieser Schluss mag zu weit führen, aber die Quellen zeigen durchaus auf, dass Geschlechterverhältnisse nicht nur ein Konfliktfeld waren, was in der Forschung bisher weitgehend übersehen wurde.

Neben der durch die spezifischen Genres in ihrer Interpretation verengten Linse der Geschlechtergeschichte mit einem Fokus auf Streit statt Liebe lässt sich auch die Quellenauswahl selbst kritisieren. Die wenigen Studien, die es bisher zu romantischer Liebe in Afrika gibt, arbeiten meist mit solchen Quellen, die für dieses Phänomen im Westen repräsentativ und in Afrika vorwiegend in Städten präsent sind. Dieser Fokus auf Populärkultur wie Bollywood und Nollywood (Nigerias Film- und Videoindustrie), Telenovelas, LeserInnenbriefe an Spalten und Liebeslieder hat, wie der Sammelband von Cole und Thomas zeigt, wichtige Forschungsergebnisse hervorgebracht. Gleichzeitig jedoch bedingt dies auch ein Verhaftet-Bleiben in bekannten Formen, welches unweigerlich dazu führt, dass affektive Praktiken und Bedeutungen in

17 E. Schmidt, *Peasants*, wie Anm. 15.

18 Vgl. Tanzania National Archive (TNA), ACC 155/M5/6/I und II, Songea District Office: Misc – Complaints and Shauris, 1956–58 und 1958–60.

19 TNA, ACC 155/M5/6/II, DC Songea to DC Dar, ‚Asumini c/o Kawandika c/o Jumbe Ali Mashati, Temeke‘, Songea, 21.9.1959.

20 TNA, ACC 155/M5/6/II, wie Anm. 19.

21 Vaughan, *History*, wie Anm. 4, 16.

Afrika an denen des Westens gemessen und als nachholend, kopierend, lernend, defizitär oder schlicht exotisch eingestuft werden. Dabei sollte nicht unerwähnt bleiben, dass gerade das für westliche Forschung so zentrale Genre der Liebesbriefe bisher nicht nennenswert untersucht wurde.²² Bahnbrechend können auch die Methoden der Oral History und der teilnehmenden Beobachtung sein. Die Entstehungskontexte kontemporärer Narrative, Praktiken und Performanz romantischer Liebe können in einer Erinnerungsanalyse oder einer Studie ihrer Bedeutungskontexte wichtige Erkenntnisse für die Emotionsgeschichte liefern.²³

Reinhart Koselleck hat überzeugend argumentiert, dass Zeugnisse der Vergangenheit, wenn sie quellenkritisch betrachtet werden, ein Vetorecht haben, welches HistorikerInnen vor Fehlinterpretation bewahrt; somit „schützen [Quellen] uns vor Irrtümern, nicht aber sagen sie uns, was wir sagen sollen.“²⁴ Trotzdem lässt sich feststellen, dass der Konfliktgehalt der häufig verwendeten Quellen und die Quellenauswahl sowie die gewählten Methoden Einfluss auf vorherrschende Fragestellungen und Forschungsergebnisse hatten. Daher blieb die Geschlechtergeschichte Afrikas bisher häufig in der Logik und im Diskurs der Quellen gefangen, was dazu beigetragen hat, über romantische Liebe in Afrikas Vergangenheit weitgehend zu schweigen.

3. Ein konzeptioneller Einwand: Das historische Konzept 'romantische Liebe'

HistorikerInnen des Mittelalters und der frühen Neuzeit sowie der nichtwestlichen Welt haben romantische Liebe nicht als universelles, sondern als globales, in historische Prozesse eingebettetes und in verschiedenen Epochen zu findendes Phänomen beschrieben.²⁵

22 Ein in dieser Hinsicht zu untersuchender Quellenkorpus sind die Briefe der afrikanischen Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg dienten. Eine Studie, die solche Briefe ausführlich für eine andere Fragestellung interpretiert, ist jene von David Killingray, *Fighting for Britain. African Soldiers in the Second World War*, Oxford 2010.

23 Rosalind Shaw zieht aus kontemporären rituellen Praktiken und Kosmologien Rückschlüsse auf die Geschichte des transatlantischen Sklavenhandels, vgl. dies., *Memories of the Slave Trade. Ritual and the Historical Imagination in Sierra Leone*, Chicago 2002. Für ein Beispiel, das linguistisches und performatives *Code-Switching* einer Frau in Zimbabwe nachvollzieht und somit ihr Interviewnarrativ über ihre Ehe- und Gewalterfahrungen in den 1970er Jahren kontextualisiert, siehe Heike Schmidt, *Colonialism and Violence in Zimbabwe: A History of Suffering*, Oxford 2013, 139.

24 Reinhart Koselleck, Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: ders., Wolfgang Mommsen u. Jörn Rüsen Hg., *Objektivität und Parteilichkeit*, München 1977, 45f.

25 Federführend hierzu insbesondere William Reddy, auch mit seinem neuen und in diesem Heft kommentierten Band *The Making of Romantic Love. Longing and Sexuality in Europe, South Asia, and Japan, 900–1200 CE*, Chicago/London 2012. Siehe dazu ebenfalls ders., *Historical Research on Self and Emotion in Emotion Review*, 1, 4 (2009), Themenheft *History of Emotion*, hg. von Peter Stearns, 302–315.

Daraus folgt, dass romantische Liebe als historische Analysekategorie gleichzeitig „empty and overflowing“ ist, ähnlich wie Joan Scott dies für das soziale Geschlecht postulierte.²⁶ Aufschluss über Emotionsgeschichte und ein umfassenderes Verständnis romantischer Liebe, im Sinn gelebter, erinnertes oder erwünschter Emotionen in der Vergangenheit (und Gegenwart) kann dann erreicht werden, wenn das Phänomen aus der Sicht der Betroffenen und als allgegenwärtig, aber nicht universell erfasst wird.

Die Definition romantischer Liebe beinhaltet Einzigartigkeit, Individualität, Wahl, Intimität, gegenseitige Verletzlichkeit, Gemeinsamkeit, Vertrauen, Körperlichkeit. Angesichts einer solchen affektiven Bandbreite kann es nur verwundern, dass die historische Liebesforschung des 19. und 20. Jahrhunderts ganz überwiegend auf die Paarung von Liebe und Individualisierung im Paradigma der westlichen Moderne insistiert²⁷ und das Augenmerk meist auf kulturell scheinbar eindeutige Signale wie romantische Gesten und Genres legt. Vaughan zeigt in ihrer Abhandlung, wie schwierig es ist, Begrifflichkeiten zu finden, die der Vielfalt und Prozesshaftigkeit des Phänomens gerecht werden. So spricht sie von „affective“ oder „emotional regimes“ und impliziert somit einen modell- oder gar systemhaften Charakter der romantischen Liebe in Afrika. Vielversprechender scheint hier Coles und Thomas' Sprachgebrauch von „emotional ideologies“ zu sein, eine Terminologie, die allerdings dem von den Autorinnen selbst angesprochenen Bereich der Liebespraktiken nicht Rechnung trägt.

Ein aus den Forschungen zu romantischer Liebe in Afrika hervorstechendes Beispiel, das den Rahmen westlicher Formen und Praktiken sprengt, ist von Jennifer Cole in einem eigenen Beitrag zum schon zitierten Sammelband erarbeitet worden. In langjähriger Forschung auf Madagaskar fand Cole heraus, dass Liebe und Austausch von Gütern und Dienstleistungen zwischen den Liebenden zusammen praktiziert, gedacht und empfunden wurden und werden. Die vorrangige Art, heterosexuelle Liebesbeziehungen zu initiieren, besteht darin, dass der Mann der Frau Geschenke macht, die diese, wenn sie sie akzeptiert, durch sexuelle Intimität und Hausarbeit erwidert. Cole zeigt überzeugend, dass das, was zunächst als Kommerzialisierung der Emotionen erscheinen mag, als Intimität und Liebe erfahren wird – in Beziehungen, die, wenn auch nicht gleich, so durchaus beidseitig gewählt und reziprok sind.²⁸

26 Joan Scott, *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*, in: *American Historical Review*, 91, 5 (1986), 1053–1075, 1074.

27 Zur Möglichkeit eines alternativen Modernebegriffs siehe Jan-Georg Deutsch, Peter Probst u. Heike Schmidt Hg., *African Modernities. Entangled Meanings in Current Debate*, Oxford 2002.

28 Jennifer Cole, *Love, Money, and Economies of Intimacy in Tamatave, Madagascar*, in: *Cole/Thomas*, wie Anm. 2, 109–134.

Ein in der Forschung zu Liebe in Afrika völlig vernachlässigtes Thema ist das der Polygynie, einer in der Vergangenheit und Gegenwart weit verbreiteten Eheform.²⁹ Diese scheint zumindest auf den ersten Blick die Antipode zu romantischer Liebe zu sein, zumal in Ehen, in denen ein Mann mit einer größeren Anzahl von Frauen verheiratet ist. Grundsätzlich stellt sich in Bezug darauf aber die Frage, ob die Charakteristika der Einzigartigkeit, der Intimität und des Vertrauens nur in monogamen Ehen eingelöst werden können. Das war die Meinung der christlichen Missionare, die zumindest von den konvertierten Frauen verlangten, sich dieser Eheform zu verpflichten. Ihre Forderung, die Polygynie abzuschaffen, stieß bei den verschiedenen Kolonialregierungen jedoch auf taube Ohren. Sie befürchteten, damit die Gunst der Männer zu verlieren, deren Arbeitskraft in den neu entstehenden Kolonialwirtschaften und deren politische Kollaboration in der Kolonialverwaltung benötigt wurden.³⁰ Das missionschristliche Ideal wurde daher ab den 1920er Jahren im südlichen Afrika durch die sich rapide ausbreitenden unabhängigen Kirchen untergraben, von denen zahlreiche Polygynie nicht nur akzeptieren, sondern als Eheform auch gutheißen. In manchen dieser afrikanischen Kirchen kann ohne den lokal üblichen Austausch eines Brautpreises geheiratet werden, was dazu geführt hat, dass sich solche polygynen Haushalte stark vergrößert haben, mit einer höheren Anzahl von Frauen pro Ehemann.³¹

Polygyne Ehen wurden und werden in der Außensicht als Anzeichen für die angebliche sexuelle Unermesslichkeit ‚des afrikanischen Mannes‘ und die Ausbeutung der weiblichen Arbeitskraft gesehen und in der Forschung meist unter den Vorzeichen des bereits erwähnten Ehestreits oder als Analyseeinheit ‚Haushalt‘ und im Entwicklungsdiskurs unter den Gesichtspunkten Demographie und HIV/AIDS behandelt. Wird aber der polygyne Haushalt nicht als streittrüchtige, reproduktive Gemeinschaft, sondern die polygyne Ehe als – um doch Vaughans Begriff aufzugreifen – „affective regime“ betrachtet, öffnet sich eine neue Perspektive auf afrikanische Lebenswelten. Dabei soll nicht vernachlässigt werden, dass polygyne Ehen unterschiedlichste Formen entfalten: von der gegenwärtigen politischen Elite Südafrikas, wie Präsident Zuma mit zur Zeit vier First Ladies, über muslimische Swahili-Ehen in Ostafrika mit maximal

29 Die Autorin beabsichtigt, sich in Zukunft mit dieser Thematik näher zu befassen. Die Demographie der Polygynie in Afrika ist bestenfalls vage. Zum einen gab und gibt es große Unterschiede zwischen und innerhalb von Eheformen in Gesellschaften sowie Varietät und Wandel im Laufe der Zeit. Zum anderen mangelt es an flächenübergreifenden Statistiken. Meist zitiert ist hierzu die Anthropologin Caroline Bledsoe, *Transformations in Sub-Saharan African Marriage and Fertility*, in: *Annals, AAPSS*, 510 (1990), 115–125. Sie geht so weit zu sagen, dass das subsaharische Afrika die einzige Weltregion sei, in der Polygynie noch weit verbreitet ist, vgl. ebd., 117. Siehe auch James Fenske, *African Polygamy. Past and Present*, Working Paper, Oxford 2012, <http://www.jamesfenske.com/>, Zugriff: 23.10.2012.

30 Elizabeth Schmidt, *Patriarchy, Capitalism and the Colonial State in Zimbabwe*, in: *Signs*, 16, 4 (1991), 732–756.

31 H. Schmidt, *Colonialism*, wie Anm. 23, 126, 193.

vier Ko-Ehefrauen bis zur ländlichen Ehe, bei welcher der Ehemann mit seiner/n Frau/en beschließen mag, dass der Lebenszyklus des Haushalts eine jüngere Arbeitskraft in Gestalt einer neuen Ehefrau benötigt.

Vaughan konstatiert, dass im Afrika vor dem Kolonialismus leidenschaftliche Liebe als etwas der Jugend angemessenes gesehen wurde, wogegen die Emotionen, die mit Ehe assoziiert und gelebt wurden, affektiv als Respekt und Verantwortung verstanden wurden.³² Bisher ist die Forschungslage noch zu dünn, um hierin mehr als eine Vermutung zu sehen. Dabei sollte jedoch nicht vergessen werden, dass jede Ehe einen Lebenszyklus durchläuft, auch im Hinblick auf Emotionen. Im Fall der Polygynie bedeutet dies, dass fast alle Männer zunächst eine monogame Ehe schließen – was auch auf die Mehrheit der Frauen zutrifft, denn bigame Ehen stellen das häufigste Arrangement dar. Selbst wenn ein Ehemann allen Ehefrauen die gleiche Aufmerksamkeit widmen sollte und, wie beispielsweise im ländlichen Zimbabwe, sie an abwechselnden Tagen für ihn kochen, bei ihm schlafen und auch sonst für ihn sorgen, so kommt es doch vor, dass dieses erste Band das intensivste bleibt. Die affektive Dynamik ändert sich mit dem gemeinsamen Altern und Erleben, wobei nicht selten tiefe Gefühle – nicht nur Eifersucht und Konkurrenzstreben, sondern auch Vertrauen, Intimität und gegenseitige Verletzlichkeit – unter den Ko-Frauen empfunden werden. Forschungen zu Afrika haben das Potential, das Konzept der romantischen Liebe aus dem westlichen Korsett der (heterosexuellen) individualisierten Zweisamkeit und des Anspruchs der sexuellen Begierde zu befreien und durch die Betonung von liebevollem Respekt und Verantwortung zu erweitern beziehungsweise zu vertiefen.

4. Fazit

Die Historiographie über Geschlechterverhältnisse und insbesondere Ehen in Afrika ist umfang- und aufschlussreich und weist doch zumindest eine signifikante Lücke auf: Es gibt kaum Forschungen zum Thema Liebe. Romantische Liebe ist kein stabiles Konzept. Es kann nur im historischen Kontext verstanden werden, und doch erklärt sich das vorherrschende wissenschaftliche Schweigen über das Phänomen in Afrika zum Teil aus einer stereotypen Herangehensweise, die nicht selten auch Forschungen in anderen Weltregionen prägt. Die Signalwirkung von roten Rosen, Liebesbriefen und Telenovelas sowie von Ehestreit und Scheidungen hat hervorragende Forschungsergebnisse hervorgebracht, aber auch eine ethnozentrische Sichtweise perpetuiert. Denn nicht immer, wenn romantische Liebe ‚drauf steht‘, ist auch romantische Liebe ‚drin‘, und nicht immer, wenn die Quellen ein Veto zuzurufen scheinen, ist romantische Liebe tatsächlich abwesend.